

7. Sekundärliteratur

Kurze Geschichte der lutherischen Mission in Vorträgen.

Plitt, Gustav Leopold

Erlangen, 1871

Siebzehnter Vortrag.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

daß es vorerst wenigstens mit der Miffion unter ihnen vorbei sei. Bethanien mußte, wie gefagt, aufgegeben werden. Wießler folgte feinen ausgewanderten Gemeindegliedern an ihren neuen Wohnsitz und baute auch dort, in Mount Pleasant, ein Kirchlein. Aber zu sonderlichen Hoffnungen gab ihm diese Veränderung keinen Anlaß, und gleichzeitig legte der Sturm des Indianeraufstandes in Minnesota die dortige Station Sabitavigama, auf welcher Miffionar Elöter mit großer Geduld arbeitete, hinweg.

Seitdem ist in der Indianermiffion seitens der lutherischen Kirche nichts Bemerkenswerthes gefchehen. Dagegen ist die von Leipzig aus geleitete Arbeit unter den Heiden auch von amerifanischen Lutheranern unterftützt, und in neuester Zeit hat man drüben das unter den Telugus begonnene Werk, welches gänzlich in englische Hände zu gerathen drohte, wieder aufgenommen und beschloffen, es kräftig weiter zu führen.

Siebzehnter Vortrag.

In der Geschichte der skandinavischen Miffionsthätigkeit begegneten wir an verschiedenen Stellen einem von Hermannsburg ausgehenden Einflusse, der sich als ein mächtiger, ja zum Theil maßgebender erwies. Das führt uns auf diesen jüngsten Zweig der lutherischen Miffion, der in kurzer Zeit ungemein kräftig gewachsen ist und sich nach allen Seiten hin ausgebreitet hat. Er darf eine besondere Beachtung beanspruchen nicht nur wegen dieses erfreulichen Wachsthums, sondern auch weil er eine eigenthümliche Auffassung der Miffionsaufgabe in möglichst strenger Verwirklichung darstellt.

Die Wurzeln der Hermannsburger Miffion laufen bis in die norddeutsche Miffionsgesellschaft zurück. Diese entstand 1836, in demselben Jahre, in welchem der dresdener Verein sich auf den Boden des kirchlichen Bekenntnisses stellte, nachdem zuvor schon an verschiedenen Orten Nordwestdeutschlands sich einzelne Miffionsvereine gebildet hatten. Die neue Gesellschaft nahm aber gleich dadurch einen Krankheitskeim in sich auf, daß sie sich zum Bekenntnisse nicht klar stellte oder, besser gefagt, nicht stellen konnte, denn in einigen jener Vereine wog das reformirte Element stark vor. Bisher hatten in diesen Theilen Nordwestdeutschlands, wo gerade in den zerstreuten reformirten Gemeinden sich Leben erhalten hatte, die gläubigen Lutheraner im Kampfe gegen den Nationalismus und den Weltfium

mit jenen gemeinsame Sache gemacht und so wollten sie denn nun auch in der Missionsarbeit sich nicht von ihnen trennen. Vielen von ihnen war ohnehin die Bedeutung des Bekenntnisses für diesen Theil des kirchlichen Lebens noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Aber solche schwankende und in sich unklare Stellung paßte nicht mehr für den Stand der gemeinkirchlichen Entwicklung. Schon der eine vorher erwähnte Umstand bezeichnet dies, daß die Gesellschaft in eben der Zeit entstand, in welcher man in Sachsen auch die Mission dem Bekenntnisse unterstellte. Die Frage nach dem Verhältnisse der Mission zur Kirche und zum Bekenntnisse war einmal aufgeworfen und wenigstens an Einem Orte schon durch die That beantwortet. Da konnte man ihr bei Neugründungen nicht mehr aus dem Wege gehen. Von manchen der verbundenen Vereine, vorzüglich von Mecklenburg aus, ward denn auch auf eine entschiednere Haltung hingedrängt. Aber die Erfüllung dieses Verlangens wäre gleichbedeutend mit einem Hinausdrängen der Reformirten gewesen. Statt dessen fiel der Schwerpunkt der Leitung mehr und mehr nach Bremen, und dies hatte die Folge, daß nun die entschiedneren Lutheraner sich zurückzogen. Zugleich zeigten sich in den Geldverhältnissen Verlegenheiten, welche die Aufhebung der Missionschule in Hamburg bedingten. Aber während so die norddeutsche Gesellschaft abnahm und durch eine Sonderung hindurch mußte, hatte aus ihrem Schooße heraus in aller Stille sich schon der Keim eines neuen Missionswerkes entwickelt, an welchem dann viele sich beteiligten, denen der Austritt aus jener Gesellschaft Gewissenssache geworden war. Diesen damals noch unscheinbaren aber lebenskräftigen Keim haben wir in der hermannsburger Mission.

Die hermannsburger Mission geht bekanntlich zurück auf Ludwig Harms, einen Mann, an welchem sich das Wort des Herrn: „wer an mich glaubet, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen“, so wie an wenigen erfüllt hat. Am Schlusse seiner akademischen Jahre, während welcher er auf dem Wege des Zweifels bis zum Leugnen des Daseins Gottes gelangt war, hatte ihm beim Lesen des hohepriesterlichen Gebetes das Wort: „Das, Vater, ist das ewige Leben, daß sie Dich, daß Du allein wahrer Gott bist und den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen“ zur Erweckung dienen müssen. Froh der Erfahrung der sündenvergebenden Gnade Gottes kam er 1830 nach Lauenburg, wo er 9 Jahre als Hauslehrer verlebte. Hier ward er ein Freund und Berather derer, welche das Wort des Herrn liebten und durch diese Liebe sich zusammenführen ließen. Sie in christlicher Erkenntnis und Heiligung zu fördern lag ihm sehr am Herzen und in diesem Bestreben begann

er auf den Rath des Missionsinspectors Richter in Barmen Missionsstunden zu halten. Von da an beschäftigte er sich mit der Mission, die ihm das Herz abgewann und deren große Bedeutung für die heimische Kirche er bald erkannte. Am 6. Januar 1834 entstand der Missionsverein in Lauenburg, der sich zwei Jahre später der norddeutschen Gesellschaft angeschlossen, und Harms, welcher gleich den ersten Jahresbericht verfaßte, arbeitete mit Eifer in ihm bis 1839. Wie sehr er der Mission sich hingab, beweist, daß man ihn 1842 als zweiten Lehrer an die Missionschule in Hamburg berufen konnte. Er lehnte diesen Ruf ab, um im Dienste der Kirche seines Heimatlandes zu bleiben und gieng zur Unterstützung seines Vaters nach Hermannsburg; aber dem Rufe zur Arbeit in der Mission entzog er sich darum keineswegs. Die Wirksamkeit, welche er in der Gemeinde seines Vaters entfaltete, ist bekanntlich eine gewaltige gewesen und von Anfang an ward bei denjenigen Gemeindegliedern, welche dieser Einwirkung sich hingaben, nun auch der Missions Sinn erweckt. Es zeigte sich eine große Opferwilligkeit; Reiche und Arme wetteiferten nach Vermögen mit einander im Geben und nicht wenige sprachen den Wunsch aus, selbst unter den Heiden arbeiten zu können. Die Mission war wirklich Gemeindefache geworden. Aber eben weil die Zahl derer, welche ihr Kraft und Leben zu weihen begehrten, eine so ansehnliche war, erschien es als unthunlich, sie in andern Anstalten unterzubringen. So ergieng denn aus ihrer Mitte heraus mehrfach die Frage an Harms, ob man nicht in Hermannsburg selbst ein Missionshaus anlegen könne.

Und mit dieser Frage aus der Gemeinde traf eine Aufforderung von außen her zusammen.

Eben damals nämlich begann die vorher erwähnte Sonderungsperiode für die norddeutsche Missionsgesellschaft. Auch die Lauenburger zogen sich von ihr zurück und richteten nun durch Harms' Bruder und spätern Nachfolger, der zu der Zeit Hauslehrer in Lauenburg war, die Bitte an jenen, in Hermannsburg eine lutherische Missionsanstalt zu errichten. Harms selbst hatte sich nun auch auf Anlaß des in der Gemeinde Geschehenen bereits mit diesem Gedanken getragen, aber die Ausführung hinderte der Umstand, daß er nur noch Collaborator, also sein Bleiben in Hermannsburg unsicher war. Erst als er, vierzig Jahre alt, Nachfolger seines Vaters geworden war, gab er den verschiedenen Aufforderungen nach, kaufte ein passendes Anwesen im Orte und nahm im October 1849 zwölf Zöglinge in das neue Missionshaus, dem sein Bruder als Lehrer vorstand, auf. Zu Anfang stand die Anstalt noch in einer gewissen Verbindung mit der norddeutschen Gesellschaft, die ihr vier Zöglinge

überwies. Aber diese Verbindung löste sich bald aus confessionellen Gründen und die Anstalt blieb nun Privatsache von Harms und seiner Gemeinde. Statt dessen suchte er sie in einen gliedlichen Zusammenhang mit der Landeskirche zu bringen, indem er die Mission nicht als Sache seines Beliebens, sondern als eine kirchliche Pflichterfüllung, die ihm als einem Diener der Kirche obliege, ansah. Und dieser Wunsch ward ihm wenigstens insoweit erfüllt, als die landeskirchlichen Behörden Prüfung und Ordination der in Hermannsburg ausgebildeten Missionare zusagten.

Die Ausbildung der Missionare war darauf angelegt, ihnen eine tüchtige und sichere christliche Erkenntnis zu geben. Von eigentlich wissenschaftlichen Studien sah man ab, indem es zu lange dauern würde, wollte man die jungen Leute aus dem Volke, die sich zum Missionsdienste erboten hatten, erst noch den ganzen Schul- und Universitätskursus durchmachen lassen. Und das Zwitterding einer halbwissenschaftlichen Bildung hielt Harms mit Recht für etwas Unzuverlässiges. Deshalb wurden die alten Sprachen vom Unterricht ganz ausgeschlossen. Dagegen ward um so mehr Gewicht darauf gelegt, daß die Missionare auch im Landbau und in einigen Handwerken tüchtig unterwiesen würden. Harms verfolgte nämlich den Gedanken, die Missionare durch ihrer Hände Arbeit sich ihr Brod möglichst verdienen zu lassen. Zugleich wollte er Missionskolonien oder Gemeinden ausschicken, um dadurch einen festen Platz im Heidenlande zu gewinnen und sicherer auf die Heiden wirken zu können. Er schreibt in Bezug hierauf: „es ist mein glühender Wunsch, die Heidenbekehrung so zu treiben, daß alle drei oder vier Jahre und später vielleicht in noch kürzeren Zwischenräumen immer eine Anzahl von zwölf in die Heidenwelt soll hinausgeschickt werden. Die ersten Zwölf sollen zusammen an einem und demselben Orte bleiben und sich ansiedeln, um durch gemeinsame Anstrengungen stark genug zu sein, an den Heiden zu arbeiten und ihren Lebensunterhalt zu verdienen, da sie im Landbau und allen nöthigen Handwerken geübt sind, und dazu mannsstark genug, etwa ähnlich wie es die angelsächsischen Missionare in Deutschland machten, die zugleich im Geistlichen und Leiblichen die Lehrer unserer Väter waren. Bildet sich dann um sie eine Heidengemeine, so sollen etwa zwei oder drei bei der zurückbleiben und die übrigen nicht hundert oder zehn, sondern eine, zwei oder drei Meilen weiter ziehen und da ebenso wieder anfangen, und die von hier nachrückenden haben dann gleich, wenn sie hinkommen, Beschäftigung und können um ihren Unterhalt arbeiten, bis sie die Sprache gelernt haben, und besetzen dann ihrerseits geeignete nahe gelegne Stellen, sodasß binnen

kurzer Zeit ein ganzes Land mit einem Netz von Missionsstationen umzogen wird, und Völker bekehrt und mit christlicher Sitte und Bildung gewappnet werden, so daß sie sich mit Erfolg des verderblichen europäischen Andrangs erwehren können und nicht das Opfer der Europäer werden, was bisher fast allenthalben der Fall gewesen ist. So steht es mir vor den Augen.“

Harms war nicht der erste, der diesen Gedanken hegte. Wir wissen, wie schon vorher die fränkischen Lutheraner einen ganz ähnlichen ausgesprochen und in Nordamerika zu verwirklichen gesucht hatten. Er lag damals, so zu sagen, in der Luft. Auch in der norddeutschen Gesellschaft war er in Erwägung gezogen wie z. B. 1843 in einem von Hofmann zu Rostock über das Verhältnis der Mission zur Kirche gehaltenen Vortrage. Doch waren es nicht diese Berührungen, welche Harms dazu führten, die Verwirklichung solches Gedankens in der Ausdehnung, wie es dann geschah, besonders die Verbindung der Mission mit Kolonien, zu einer Sache der Hermannsburger Mission zu machen. Die Veranlassung hierzu war nach seinem eignen Bericht eine ganz andere. Einige junge Leute der damaligen deutschen Flotte nämlich, die zum Glauben gekommen waren, hegten den Wunsch, in Westafrika eine Kolonie zu gründen, um die Neger zur Arbeit zu gewöhnen und dem Sklavenhandel entgegen zu wirken. Sie erkannten, daß sie, um sichere Erfolge zu erzielen, der Beihülfe von Missionaren bedürften und auf Harms aufmerksam gemacht, wandten sie sich nach Hermannsburg, wo man ihnen freundlich entgegenkam und ihr Vorhaben ausführbar fand, wenn schon mit andern Leuten als sie selbst. Und solche meldeten sich bald in großer Zahl. „So war — schreibt Harms — der Plan, Kolonisten mitzusenden, im Ganzen entstanden, ohne daß wir das Geringste dazu gethan, das Geringste dabei veranlaßt hatten. Wir nahmen nur an, was uns in die Hände gegeben wurde.“ In Hermannsburg würde man von selbst nicht daran gedacht haben, daß auch andere Leute als wirkliche Missionare mitgeschickt werden könnten.

Von derselben Seite her erhielt Harms auch die Anregung dazu, ein eignes Missionschiff zu bauen. Er gieng darauf ein, des zuversichtlichen Glaubens, daß Gott es ihm auch an den dazu nöthigen Mitteln nicht werde fehlen lassen, und im Herbst 1853 lag die Brigg *Kandace* fertig im Harburger Hafen, bereit die kleine Missionskolonie aufzunehmen. Diese sollte bestehen aus 8 Missionszöglingen, von denen 6 nach bestandener Prüfung zum Predigtamte unter den Heiden ordinirt, 2 zu Katecheten bestimmt wurden. An sie schloßen sich 8 Kolonisten. Diese insgesamt unterwarfen

sich einer Gemeindeordnung, die in gemeinsamer Berathung festgestellt war und den Charakter der hermannsburger Mission klar hervortreten läßt. Die nach Ostafrika zu entsendende lutherische Gemeinde sollte sich als ein Glied der lutherischen Kirche Hannovers betrachten und für ihre kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse dem hermannsburger Missionshause unterstellt sein. Ihren Unterhalt solle sie sich durch eigne Arbeit erwerben, doch werde die Muttergemeinde, so weit nöthig, nachhelfen. Dann ward eine ziemlich genaue Gliederung für das Kirchliche und für das Bürgerliche im Voraus getroffen. An der Spitze der Gemeinde solle der Pastor stehen, neben ihm die andern ordinirten Missionare als Diakonen. Der Pastor dieser ersten Gemeinde als des Mittelpuncts der lutherischen Kirche unter den Heiden solle auch in dem aus sämmtlichen Missionaren bestehenden Missionsrath den Vorsitz führen. So war gleich für eine zusammenfassende Aufsicht gesorgt, wie man auch im Bürgerlichen alsbald einen Schultheiß und Richter einsetzte.

Diese Missionskirchenordnung ist etwas Eigenthümliches und man darf sich nicht darüber wundern, daß hie und da Zweifel laut wurden, ob sie ausführbar und ob ihre Ausführung für die Sache recht förderlich sei. Etwas befremdlich bleibt darin die Betonung des Landeskirchlichen. Man sieht nicht recht, warum zu der Bestimmung, daß die Gemeinde mit ihren ferneren Abzweigungen eine lutherische sei, noch hinzukommen mußte, daß sie ein Glied der hannöversischen Kirche sei, und man fragt sich, wie dies wohl auf die Dauer sich sollte festhalten lassen. Doch das ist etwas Nebensächliches, wohl beruhend auf der glühenden Liebe, mit welcher Harms an seinem engeren Heimatslande hieng. Das Charakteristische der von ihm begründeten Mission lag in der Aussendung geschlossener Gemeinden, die durch eigne Arbeit sich selbst den Unterhalt sichern und als Gemeinden durch Wort und Wandel Mission treiben sollten, wie denn bei der zweiten Aussendung den Missionaren vorgehalten ward, „sie seien Hermannsburger, deshalb sollten sie nicht allein mit dem Munde, sondern auch mit den Händen arbeiten, denn das sei unsere Weise, sollten nicht Herren sein wollen, sondern Knechte und Diener bleiben, und unserm guten Namen keine Schande machen, wie auch der Apostel Paulus sage, er wolle lieber, er stirbe, als daß ihm Jemand seinen Ruhm sollte zu Schanden machen.“ Wir haben hier, kann man sagen, das gerade Gegentheil dessen, was einst die Pietisten im kopenhagener Missionscollegium als apostolische Mission verlangten. Wünschten sie stets umherwandernde Missionare, die sich um die externa wo möglich gar nicht kümmerten, so sandte Harms seßhafte aus, die gerade dadurch wirken sollten, daß sie auch

das gesammte äußere Leben in den Bereich ihrer Thätigkeit hinein-
zögen und durch ein zwingendes Vorbild den Heiden zeigten, wie
solches sich unter dem Einflusse des Christenthumes zu gestalten
habe. Es kann wohl kein Zweifel daran sein, daß Harms hier das
Richtigere gedacht hat; dagegen wird man kaum sagen können, daß
sein Gedanke überall durchführbar sei. In dichtbewohnten Cultur-
ländern wird es schwerlich möglich sein, solche zusammenhängende Mis-
sionskolonien anzulegen und durch eigene Arbeit zu erhalten, und
ebenso können die Klimaverhältnisse derartig sein, daß sie europäi-
schen Kolonisten wie Missionaren die angestrengte körperliche Arbeit
verbieten. — Doch Harms selbst war auch weit davon entfernt, die
hermannsburger Art des Missionirens als die einzig mögliche und
richtige hinzustellen.

Im October 1853 verließ die, wie schon erwähnt, 16 Seelen
starke erste Missionsgemeinde den heimathlichen Strand, um in Ost-
afrika unter den Gallas das ihr befohlene Werk zu beginnen. Harms
hatte schon länger dies Volk ins Auge gefaßt und was er gerade
um die Zeit der Aussendung über die politischen Verhältnisse jener
Gegenden, über die jüngsten Maßregeln des dort mächtigen Im-
man von Maskat gehört hatte, schien sehr günstig zu lauten, so daß er
glaubte hoffen zu dürfen, der Herr habe den Sendboten dort die
Thüre geöffnet. Aber als sie an Ort und Stelle kamen, mußten
sie gerade das Gegentheil erfahren. Seitens des Imans ward ihnen
nicht nur die Niederlassung, sondern selbst die Landung an der Küste
untersagt. Auf der Insel Mombas durften sie einige Zeit verwei-
len, aber die Erlaubnis, ins Innere einzudringen vermochte keine
Fürsprache ihnen auszuwirken. Es war der Muhamedanismus
des Fürsten, der ihnen hier in den Weg trat, verbunden mit
den Handelsinteressen desselben, welche durch die Ansiedlung euro-
päischer Kolonisten als gefährdet erscheinen konnten. Den Zugang
zu den Gallas mußte man als einen versperrten erkennen und auch
die Hoffnungen, die man von ihnen und ihrer Empfänglichkeit hatte,
wurden herabgestimmt, als der unter den benachbarten Wanika steh-
ende Missionar Nebmann erzählte, nach einer achtjährigen Wirk-
samkeit hätten erst zwei Personen der Wahrheit Gehör gegeben, von
welchen eine getauft und gestorben sei, eine sich noch in der Vorbe-
reitung auf die Taufe befinde.

Doch wohin nun? Die Missionare brauchten nicht lange zu
fragen, sondern hatten nur auf die Weisung zu achten, die Gott
ihnen in ihren bisherigen Erlebnissen gab. Vor der Kapstadt wa-
ren ihnen die Anker gebrochen, und um die dadurch entstandenen
Kosten zu decken, hatte der Capitän am Kap Fracht nach Port Na-

tal eingenommen. Hier nun fanden sie Kolonisten aus Hannover, von denen sie sehr freundlich aufgenommen wurden und in deren Nachbarschaft sie eine ziemliche Menge von noch unbefehrten Kaffern trafen. Es ward ihnen schwer, von hier zu scheiden und ganz natürlich wandten ihre Gedanken sich, als sie die Thüre zu den Gallas verschlossen sahen, nach Port Natal zurück. Sie beschloßen, sich in der dortigen Kolonie niederzulassen und unter den Kaffern eine Station anzulegen, die als Vorposten der immer noch nicht aufgegebenen Mission unter den Gallas gelten sollte. In der Natalkolonie rieth man ihnen, ihr Absehen auf die Zulus zu richten, unter welchen der norwegische Missionar Schreuder schon arbeitete, und zu diesem Zwecke an der Grenze sich anzusiedeln, so daß ihre Station noch unter dem Schutze der Kolonialregierung bliebe. Diesem einsichtsvollen Rathe folgend erwarben sie in der Nähe des Grenzstromes Tugela einen Grundbesitz, auf welchem sie eine Station Hermannsburg anlegten, und der Kauf war insofern ein günstiger, als sie guten Weidegrund erhielten und sich an einem Punkte niederlassen konnten, in dessen Nachbarschaft zahlreiche Kaffern wohnten.

Das erste war nun, daß sie die Kolonie als solche sicherten durch Bestellung des Feldes und Errichtung der nothwendigsten Gebäude. Dies nahm ihre Kräfte sehr in Anspruch, zumal die Handwerker daneben wohl auch für die in der Nähe wohnenden holländischen Bauern arbeiteten, um zum Unterhalte der Gemeinde etwas zu verdienen. Da blieb für die Erlernung der Sprache, deren Schwierigkeit sich auch ihnen sehr schnell fühlbar machte, zu Anfang nur wenig Zeit übrig. Dennoch hatten sie schon recht bald die Freude, von ersten Erfolgen berichten zu können. Es boten sich ihnen vier Kaffern zum Unterrichte an und sie durften auf diesen Wunsch eingehen, weil die Kaffern, sogenannte „holländische,“ durch ihren Verkehr mit den Bauern das Holländische gelernt hatten. So konnten die Missionare, denen das Plattdeutsche oder Niederdeutsche Muttersprache war, sich ihnen ziemlich leicht verständlich machen. Dagegen war ihr Einfluß auf die „wilden“ Kaffern, wie man die von den Europäern sich unabhängig erhaltenden bezeichnete, noch ziemlich lange ein sehr beschränkter. Es dauerte eine Reihe von Jahren, ehe sie den ersten derartigen taufen konnten. Gerade diese erwehten sich mit Macht des „Gläubigwerden,“ weil sie dadurch von der Verbindung mit den Ihrigen losgelöst würden. Zur Anhörung der Predigt ließ sich das in der Nähe der Stationen wohnende Volk schon bewegen. Wenn die Missionare am Sonnabend umhergingen und einluden oder später mit einer Glocke den Sonntag anzeigten,

so fanden sie wohl, wenn die Predigt begann, eine ziemliche Schaar von Zuhörern um sich, und daß dieselben auch wirklich zugehört hatten, das zeigte sich, wenn sie nachher über die Predigt gefragt wurden. Aber weiter kamen die Kaffern auch meistens nicht. Das Ohr erschlossen sie, aber nicht das Herz. Die Missionare mußten auch hier bald erkennen, daß die Liebe, welche sie zu den Heiden hatten, sich als ächte erst durch ausdauernde und gläubig hoffende Geduld zu bewähren habe.

Und sie haben solche Geduld bewiesen, ebenso wie die heimische Missionsgemeinde, die sie gesandt hatte und weiterhin unterstützte. Diese wuchs an Zahl wie an Eifer, ungeachtet die vom Missionsfelde einlaufenden Nachrichten noch von keinen Erfahrungen, die sonderlich ermutigt hätten, meldeten. Der Zudrang zum Missionsdienste und gleichmäßig der Zufluß der Gaben war ein so großer, daß Harms 1858 die doppelte Anzahl von Zöglingen annehmen konnte, und 1861 baute er sogar ein zweites Missionshaus. In jedem der beiden Häuser hatten 24 Zöglinge Platz, und der Raum war gleich besetzt.

Als die Kunde von dem neuen Bauplane nach Afrika kam, schrieben die dortigen Missionare: „bauen Sie um Gotteswillen nicht, wovon sollen die alten Kinder leben, wenn so viele neue kommen?“ Aber die einzige Antwort, welche Harms darauf hatte, war: o ihr Kleingläubigen! Ihm war keinen Augenblick darum bange, daß Gott nicht das Werk, welches in seinem Namen begonnen sei, auch ferner tragen und erhalten wolle, so lange es in seinem Namen fortgeführt werde. Alle zwei Jahre sollten 24 Missionare ausgesandt werden und an Platz unter den Heiden werde es nicht fehlen. Darin hatte er unzweifelhaft Recht, aber andererseits war es doch auch den zuerst ausgesandten Missionaren nicht sehr zu verargen, wenn sie bei der in Aussicht gestellten so zahlreichen Nachsendung etwas bedenklich wurden. Sie hatten im Leiblichen wie im Geistlichen redlich gearbeitet, hatten aber eben hierbei erfahren, daß Manches sich doch so ganz anders machte, als sie in der Heimat oder noch bei der Ankunft im Kaffernlande sich vorgestellt hatten. Die Zahl der Stationen war sehr gewachsen. Nach Verlauf des ersten Jahrzehnts konnte Harms von 24 festgegründeten und einigen in der Anlage begriffenen Stationen berichten. Man arbeitete nicht mehr blos in der Natalcolonie, sondern hatte durch den norwegischen Missionar Schreuder auch Zugang zu den Zulus gefunden und war von deren König Umpanda freundlich aufgenommen worden. Das ergiebigste Arbeitsfeld aber hatte sich den Hermannsburgern weiter im Innern bei den unter dem Häuptling

Settschule stehenden Betschuanen eröffnet. Die holländischen Bauern der Transvaalrepublik, die nach diesen Zeugen durchaus nicht so verworfen und dem göttlichen Worte feind sind, wie sie von anderer Seite her verschrien werden, die aber die englischen Missionare vertrieben hatten und ihnen den Zugang verwehrten, weil selbige politische Unruhen erregten, hatten die deutschen Sendboten selbst gebeten, zu den Betschuanen zu kommen und unter ihnen zu arbeiten. Aber eben diese Ausdehnung des Werkes erregte den Missionaren Bedenken, weil sie nur mit sehr großen Kosten geschehen war. Das so zahlreich bevölkerte Missionshaus in der Heimat war billig in seinem Unterhalt, indem durch die Arbeit der Zöglinge selbst vieles erworben ward, aber die Mission draußen blieb eine kostspielige.

Bei der Ausbildung der Missionare war es als ein maßgebender Gesichtspunct hingestellt, daß durch ihre Arbeit die Stationen sich möglichst allein unterhalten sollten und man hatte gehofft, diesen Zweck um so sicherer zu erreichen, wenn man in der Begleitung der Missionare Kolonisten ausschicke. Aber nach zehn Jahren konnte nur erst von der Einen Station Hermannsburg gesagt werden, der Platz erhalte sich selbst und habe noch übrig für andere Plätze. Im Allgemeinen erforderten die Niederlassungen trotz der unermüdblichen Arbeit der Missionare wie der Kolonisten andauernd bedeutende Zuschüsse. Viel Schwierigkeiten machte jedesmal schon die Wahl eines Ortes, der für eine Kolonie tauglich war. HardeLand, der gleich zu erwähnende Missionsuperintendent, schildert uns diese Schwierigkeiten, indem er schreibt: „ein guter Stationsplatz muß mancherlei Eigenschaften haben. Er muß möglichst gesund, also kühl und lustig sein, also frei und hoch liegen; es muß hinreichend Wasser da sein und zwar so, daß man es ausleiten, das Feld damit bewässern kann; es muß Holz in der Nähe sein und zwar auch Bauholz, eine ungemene Seltenheit im Zululande; Wagen müssen von Natal aus bis zu dem Platze kommen können, ebenso vom Platze bis zum nächsten Holzbusche; es muß endlich eine genügsame, nicht zu zerstreut wohnende Bevölkerung sich dort finden. Plätze, welche alle diese Bedingungen erfüllen, finden sich fast gar nicht. Das Letzte, die Bevölkerung, muß uns Missionaren selbstverständlich die eigentlich entscheidende Hauptsache sein. Wo aber viel Volk ist, da fehlen gewöhnlich die andern Erfordernisse; wo es einen guten Bauernplatz geben würde, da ist kein Volk. Das sitzt eben am liebsten in den steilen Klüften und da muß man zu ihnen hinein“. Er fügt hinzu: „auch deshalb ist an das Sichselbsterhalten der Stationen nicht zu denken“. —

Nach den Wohnplätzen der Heiden suchte man zuerst. Nun ist aber das ganze Land dünn bevölkert und die Kaffern wohnen sehr zerstreut. Es giebt nicht viele Ortschaften, in denen man einige hundert Seelen trifft. Die meisten ihrer sogenannten Kraale bestehen aus wenigen Hütten. So kam es also darauf an, einen Ort zu erwählen, der für den Anbau passend sei und von dem möglichst viele solcher Kraale in Kurzem erreicht werden könnten. Aber dann machte man wohl die Erfahrung, daß die Kaffern sich nach einem solchen Orte nicht hinzogen, sondern mehr und mehr von ihm entfernten, und in dem Falle ward es natürlich gerade durch die größere Niederlassung erschwert, den Heiden nachzugehen, und der andere Gewinn, den man gehofft hatte, der Eindruck eines christlichen Gemeindelebens auf sie, war so auch nur in geringem Maße vorhanden.

Ueberhaupt kostete schon die Anlage einer wirklichen Kolonie viel mehr Zeit, Arbeit und Geld als die Gründung einer einfachen Missionsstation. Und ebenso war es mit der ferneren Unterhaltung. Man mußte das Land urbar machen und bebauen und war dann doch oft genöthigt, noch bedeutend an Nahrungsmitteln zuzukaufen. Man mußte einen Viehstand anlegen und erlitt bald durch den Einfluß des Klimas, bald durch die im Lande fast einheimische Lungenseuche daran schwere Verluste. Da sind wohl die oben erwähnten Bedenken der ersten Missionare begreiflich. Ja einige Jahre später kam es eben über dieser Frage zu noch Weiterem. Der Missionar Moe auf der Station Entombe im nördlichen Zululand erklärte geradezu, er wüßte dort keine Kolonisten zu haben, denn ohne Kolonisten sei die Mission billiger. „Allein — schrieb er — kann ich mir ein kleines Pfahlhaus bauen, das kostet nicht viel, dagegen mit Kolonisten müßte ich sogleich ein bedeutend größeres Haus haben. Ebenso auch mit der Nahrung. Für mich und meine Frau kann ich leicht so viel Korn bekommen als nöthig ist, mit Kolonisten aber würden wir niemals so viel Korn bauen können, womit wir auskommen könnten, sondern müßten dann Jahr für Jahr für 3—4 Personen Korn kaufen. Ebenso auch mit der Fracht, die hier sehr theuer ist. Eine Fracht von Neu-Hermannsburg bis Entombe kostet 300 Thaler. Darüber ist nun die Frage besprochen: ist die Mission wohlfeiler mit oder ohne Kolonisten? Fast alle Missionare haben sich für das letztere entschieden.“ Auch der Missionsuperintendent erklärte sich, als man in ihn drang, sein Urtheil ganz ohne Rückhalt auszusprechen, nach dieser Seite, und die Folge davon war, daß fünf Kolonisten sich durch ihr Gewissen für verpflichtet erachteten, aus dem Verbande der Mission auszutreten,

um ihr nicht weiter zur Last zu fallen. So hatte auch hier der Gedanke, förmliche Missionskolonien auszuschieken, in der Durchführung mit großen, stellenweise wohl unüberwindbaren Schwierigkeiten zu kämpfen.

Ein anderer Punct, bei welchem die Erfahrung zeigte, daß man das Richtige noch nicht ganz getroffen habe, war die Ausbildung der Missionare. Man hatte sich mit Recht vor einer gewissen Halb- bildung gefürchtet, die hochmüthig und naseweis macht, ohne etwas zu nützen, und deshalb waren die alten Sprachen vom Unterrichte ausgeschlossen; der Sprachunterricht war auf das Englische beschränkt. Aber die schwierige Aufgabe der Erlernung der Kaffersprache zeigte, daß der Geist mehr für die Erkenntnis des Wesens der Sprache erschlossen und in ihrer Behandlung geübt werden müsse, als durch den englischen Unterricht geschehen konnte. Von Afrika her ward es den Leitern der Mission ins Gewissen geschoben, nur sprachkundige Jünglinge hinauszuschicken, und deswegen nahm man, obwohl manchen Freunden der hermannsburger Mission dies nicht gefallen wollte, die lateinische Sprache in die Unterrichtsgegenstände auf.

Gleichzeitig sah Harms sich genöthigt, den Zöglingen jegliche Verlobung zu verbieten, nicht nur während ihres Aufenthaltes im Missionshause, sondern auch nach der Entlassung aus demselben. Erst wenn sie ein oder zwei Jahre unter den Heiden gearbeitet hätten, sollten sie um die Nachsendung einer Geküßin bitten dürfen.

Die Erfahrungen, auf Grund derer diese neuen Bestimmungen getroffen wurden, waren von dem Superintendenten gesammelt, den Harms schon in den ersten Jahren zur Oberleitung des Werkes nachschickte. Als die Zahl der Stationen sich schnell vermehrte und dieselben in verschiedenen Gebieten weit von einander entfernt angelegt wurden, sah er, daß eine genügende Leitung und Beaufsichtigung von der Heimat aus nicht möglich sei und es war ihm deswegen ein Herzensanliegen, einen tüchtigen Mann zu finden, der in Afrika selbst seine Stelle vertreten könnte. Wir sehen hier dasselbe, wie in der Gründungsperiode der lutherischen Mission, wo Ziegenbalg sehr bald einen Probst verlangte, und auch in neuerer Zeit ist ja die Anstellung eines solchen ein Ziel, welches zu erreichen die heimische Leitung der ostindischen Mission bemüht ist. Wenn das Werk wächst und die Zahl der Arbeiter zunimmt, so wird eine persönliche Oberleitung sich immer als eine Nothwendigkeit erweisen; ist eine solche doch schon in der Heimat heilsamer und zweckmäßiger, als die von einer Behörde geübte. Aber der Mann, den man damit betraut, muß eine geisterfüllte, machtvolle Persönlichkeit sein, ein Mann, der durch die Kraft seiner Person anzieht, nieder-

hält und zusammenhält. In der Heimat leisten das Niederhalten und Zusammenhalten die altherkömmlichen Ordnungen, in welche man von Jugend auf sich hineingewöhnt. Daher ist hier eine Oberleitung immerhin auch durch solche noch möglich, denen Niemand eine besonders mächtige Persönlichkeit zusprechen wird. Aber anders sind die Verhältnisse auf dem Missionsgebiete. Da bestehen die oft bis zum Uebermaße zügelnden Ordnungen noch nicht. Was an Ordnungen nöthig ist, soll erst durch die Missionare eingeführt werden; und diesen tritt aus ihren Verhältnissen heraus wohl kaum eine Versuchung so nahe, als die, sich geltend zu machen und die eigne Persönlichkeit zur maßgebenden zu erheben. Sie müssen, wie eben bemerkt, in noch ganz anderem Umfange leiten als die Hirten einer geordneten Gemeinde in der alten Christenheit, und leben unter einer Bevölkerung, welche beherrscht sein will und es selbst nicht wagt, den sie lehrenden weißen Männern sich gleichzustellen. So etwas verwöhnt und macht leicht ungeneigt, Andern sich zu fügen. Daher wird ein Missionsuperintendent nur dann etwas ausrichten, wenn er eine hervorragende Persönlichkeit ist, welcher die Andern sich nicht blos um des Rechtes willen unterordnen.

Harms freute sich einen passenden Mann in Harde land zu finden, der schon 19 Jahre auf Borneo unter den Dajakken gearbeitet hatte, dann aber aus dem Dienste der rheinischen Gesellschaft ausgetreten war, weil er in ihm das Recht des lutherischen Bekenntnisses auch für die Missionsthätigkeit nicht hinlänglich gewahrt sah. Er folgte dem von Herrmannsburg an ihn ergehenden Ruf. Im Sommer 1859 verließ er Deutschland von Neuem, nachdem das Consistorium zu Hannover seiner Berufung zum Superintendenten der hermannsburger Mission seine Zustimmung gegeben hatte, und diese Mission ist seinem kurzen Wirken vielen Dank schuldig. Er verwaltete sein Amt mit großer Thatkraft, einer Thatkraft, welche die Kaffern, und wohl oft nicht mit Unrecht, selbst an ihren Rücken zu erproben hatten, mit Umsicht und aufopfernder Hingebung, welche ihm die Herzen der seiner Leitung Unterstellten gewinnen mußte. Allerdings ward gerade seine Ankunft der Anlaß zu einer Spaltung; aber der eigentliche Grund dieser war nicht seine Person, sondern das Amt, welches er bekleidete. Diejenigen, welche ihm den Gehorsam verweigerten, thaten es, ohne ihn selbst noch gehört oder gesehen zu haben. Es waren die am meisten im Innern, im Betschuanenlande stehenden Missionare, welche so ungeschickt auftraten. Als Harde land, der auf den Stationen der Natalkolonie und des Zululandes sich vorgestellt hatte und dort als Superintendent anerkannt war, sich anschickte, jene entfernteren Statio-

nen zu besuchen, erhielt er von den dortigen Missionaren ein Schreiben, in welchem sie ihm anzeigten, er brauche sich nicht zu bemühen, sie gedächten freie Leute zu sein und zu bleiben. In thörichtester Weise hielten sie Freiheit und Unterordnung für unverträglich und giengen in ihrem Unverstande so weit, die Einsetzung eines Superintendenten als auf römischen Grundsätzen beruhend darzustellen. Einer von ihnen erklärte, er und seine Collegen seien entschlossen, unter keiner Bedingung einen Superintendenten anzuerkennen, weil nur der Pabst in Rom und die Kaiser von Rußland und Oesterreich solche unumschränkte Herrscher seien. Mit solchem Eigensinne und Unverstand war nicht zu verhandeln. Man mußte die sich absondernden Missionare im Betschuanenland sich selbst überlassen, und das Werk gieng dort zurück, bis nach dem baldigen Tode einiger der Arbeiter zwei von ihnen ihre Thorheit und ihr Unrecht erkannten und sich wieder als Glieder der hermannsburgger Mission einfügen ließen.

Nicht diese Widerwärtigkeiten waren es, welche Harbeland schon nach einigen Jahren zur Rückkehr nöthigten, sondern die großen mit seinem Amte verbundenen Anstrengungen, denen sein Körper nicht mehr gewachsen war. Wenn er, um die Aufsicht zu führen, eine Rundreise bei den Stationen machte, so mußte er über 100 Tage unterwegs sein. Die Reise geschah zu Pferde oder auf einem Ochsenwagen und zwar in der dortigen Winterzeit, wo er einem sehr bedeutenden Klimawechsel ausgesetzt war. Dies jährlich zu wiederholen war ihm unmöglich; daher kehrte er zurück. Aber die Errichtung des Amtes war durch ihn als eine sehr heilsame erwiesen. Deshalb setzte Harms dem Scheidenden aus den älteren Missionaren alsbald einen Nachfolger und bestimmte, daß fortan alle neuen Missionare vor ihrer Aussendung dem Superintendenten Gehorsam geloben sollten.

So ist die von Hermannsburg ausgegangene lutherische Mission in Südafrika eine festbegründete und wohlgeordnete. Sie hat noch immer mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen und die Fortschritte sind bisher in manchen Theilen des Arbeitsgebietes nur noch gering; aber doch geht es vorwärts. Die hermannsburgger Missionare genießen des besten Rufes und Gott bekennt sich zu ihrem Werke. Im Zululande und in der Natalcolonie übt Er sie in der Geduld, denn die dortige Bevölkerung widerstrebt bei aller Achtung vor den Missionaren der Bekehrung doch hartnäckig. Besonders der König und die Häuptlinge suchen sie zu hindern, befangen in dem Wahne, daß die Kaffern durch die Bekehrung auch ihrer Botmäßigkeit entzogen würden. Um so fröhlicher aber entwickelte sich das

mit frohem Muth wieder aufgenommene Werk im Betschuanenlande. „Von dort her — heißt es — klingt es wie lauter Orgelton und Glockenklang.“ Das Betschuanenvolk ist sehr empfänglich für die Predigt. Die Getauften zählen schon nach Hunderten und immer neue Schaaren melden sich zur Taufe. Die Hoffnung, daß dies ganze Volk sich noch vor dem Herrn beugen werde, ist eine wohlbegründete. Das stärkt, erquickt und ermunthigt zu der weitem Hoffnung, daß der Herr auch über das jetzt noch so hartnäckige und in den Banden der Sünde so schwer geknechtete Volk der Zulu eine Zeit der Erlösung heraufführen werde. Der so unermülich unter ihnen ausgestreute Same des lebendigen Wortes kann nicht verloren sein.

Und Südafrika ist nicht das einzige Land, wohin ein Strom des Lebens von Harms und von Hermannsburg aus sich ergoß. Das Gebiet des Gallas freilich, welches im Anfange die Boten sich versperrt fanden, blieb verschlossen. Ein neuer Versuch, der einige Jahre später gemacht ward, war ebenso erfolglos. Für dieses Volk ist die Stunde der Heimsuchung noch nicht gekommen. Aber ungesucht bot sich eine Gelegenheit, in Indien festen Fuß zu fassen. Wir hörten von der Arbeit eines Theils der nordamerikanischen Lutheraner unter den Telugu in Ostindien. Diese, schon länger nicht mit dem nöthigen Nachdrucke getrieben, gerieth durch den amerikanischen Bürgerkrieg in die Gefahr, gänzlich zu zerfallen und in die Hände der Engländer überzugehen. Da wandte sich der dort noch stehende Missionar Grönning mit der Bitte um Hülfe an Harms und gleichzeitig hatte sich diesem ein gerade für Indien passender Mann mit der Bitte um Verwendung im Missionsdienste angetragen. Es war Mylius, der bereits vor mehr als 12 Jahren von Leipzig aus gesandt unter den Tamulen gearbeitet hatte. Geschwächte Gesundheit nöthigte ihn zur Rückkehr und er fand in der Heimat einen Wirkungskreis. Aber sein Herz gehörte der Mission. „Die erste Liebe — schrieb er — erwacht mächtig in meinem Herzen, ich muß wieder zu den armen Heiden und unter ihnen mein Leben beschließen. Schickt mich zu den Heiden, nach Afrika, wohin Ihr wollt, nur zu den Heiden; am liebsten gieng ich freilich nach Indien.“ Da glaubte Harms nicht länger zögern zu dürfen, zumal er eben damals einen ziemlichen Ueberschuß in der Kasse hatte. Er bestimmte Mylius für die Station Kadschamundri im Telugulande, in der sichern Voraussetzung, daß die Amerikaner mit Freuden die gebotene Hülfe annehmen würden. Das erwies sich nun freilich als ein Irrthum. Als Mylius 1865 in Indien ankam, hatte Grönning inzwischen aus Amerika auf seine Anfrage die Antwort erhalten,

man wolle die Mission selbst und ohne fremde Hülfe fortführen. Es scheint, daß man sich in Amerika vor dem klaren und unumwundenen Bekenntnisstande der hermannsburger Mission fürchtete. Aber darum sollte Mylius nicht ganz wieder zurück. Er suchte und fand ein Arbeitsgebiet in dem noch wenig besetzten südlichen Theile des Telugulandes, wo er mit Hülfe der nachgeschickten hermannsburger Brüder mehrere Stationen gründete, auf denen es schon erfreuliche Erstlinge einzuerndten gegeben hat. Auch hier begannen die Missionare nach hermannsburger Weise gleich mit tüchtiger körperlicher Arbeit und zu Anfang schien es ihnen, daß diese auch für Indien ganz am Platze sei; aber bald mußten sie erkennen, daß ein Europäer bei dem dortigen Klima damit nicht lange durchkomme, und „daß ein wirkliches Ersparnis nicht in der leiblichen Arbeit der Missionare, sondern in ihrer Tüchtigkeit als solche zu suchen sei.“

An demselben 11. April 1866, an welchem die drei für Mylius bestimmten Gehülfen vor dem Altare der hermannsburger Kirche saßen, um nach Indien abgeordnet zu werden, sah man neben ihnen 18 Missionare für Afrika, 4 für Australien, 2 für Amerika. Auch nach diesen beiden Erdtheilen begann Hermannsburg jetzt, dringenden Bitten nachgebend, seine Zöglinge zu senden. Die nach Amerika Bestimmten traten zwar nicht in eigentlichen Missionsdienst, sondern sollten als Geistliche der aus den deutschen Einwanderern sich bildenden lutherischen Gemeinden ihren Beruf finden. Aber in Australien wollte man auch Mission treiben. Unter den dortigen Lutheranern, bei welchen die einst von Dresden ausgeschiedenen Missionare nach dem Mislingen ihres Versuches unter den Heiden als Pastoren eingetreten waren, hatte sich ein Missionsverein gebildet. Dieser wollte noch einmal den Versuch machen, die Australnegere oder Papuas zu bekehren und erbat sich hierfür von Harms Arbeiter. Das war die Veranlassung, jetzt auch nach diesem Erdtheile Prediger und einen Kolonisten zu entsenden. Doch erwies sich bald von Neuem, daß die Mission unter den Papuas, dem fast vollkommensten aller Heidenvölker, eine hoffnungslose ist. Die Boten des Friedens haben keinen Eingang gefunden. Das Volk erwehrt sich ihrer und es eilt seinem Untergange entgegen, denn das Gericht vollzieht sich überall doppelt schnell, wo die Gnade hartnäckig verschmäht wird.

Wir haben die Gesammtheit der von Hermannsburg ausgegangenen eigentlichen Missionsunternehmungen überblickt. Wer könnte noch leugnen, daß es ein reicher Segensstrom ist, der von dort aus sich ergossen hat? Wer erkennt nicht in diesem so wunderbar schnell gewachsenen Werke die mächtige Hand Gottes, und fühlte sich ge-

drungen, Ihn ob seiner großen Thaten zu preisen. In Ludwig Harms hat Er sich ein auserwähltes Rüstzeug bereitet, durch dessen Dienst nicht nur in der Heidenwelt, sondern mehr noch in der Heimat Viele zur Gerechtigkeit geführt sind. Um Hermannsburg sammelte sich eine sehr zahlreiche Missionsgemeinde, welche mit Beten und Geben Herzen und Hände der Sendboten stärkte und dadurch selbst wieder reiche Stärkung empfing. Auch hier erwuchs aus dem Gehorsam gegen den Befehl des Herrn, den im Schatten des Todes Sitzenden Leben zu bringen, den Gehorsamen Heil und Leben. Harms war es, dessen Gott sich bediente, um so Großes zu thun. Daß es aber Sein und nicht eines Menschen Werk war, zeigte sich, als Er diesen Seinen Knecht am 14. Nov. 1865 nach mühsamem Tagewerke zu sich nahm. Mit der hermannsburgers Mission ist es seitdem nicht rückwärts gegangen; vielmehr ist sie daheim und draußen fröhlich weiter gediehen und macht von Jahr zu Jahr neue Fortschritte.

Achtzehnter Vortrag.

Die Mission unter Israel hat zu keiner Zeit in der lutherischen Kirche ganz geruht. Wir hörten, wie Luther sie mit warmen Worten empfahl und ihr zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Weise zu dienen suchte. Wir vernahmen, wie immer einzelne lebendige Christen auch an diese Pflicht der Kirche ermahnten und an ihrem Theile wenigstens sie zu erfüllen suchten. In Spener, Edzardus u. A. traten uns Männer entgegen, in deren Herzen eine brennende Liebe zu Israel lebte und deren sehulichstes Verlangen es war, daß doch allen Kindern dieses Volkes das in Jesu von Nazareth erschienene Heil verkündigt werden möchte. Aber eine einheitliche, geordnete Missionsthätigkeit trafen wir bisher noch nicht. Die Missionsarbeit an Israel wird allerdings immer eine anders gestaltete sein müssen als die an den Heiden. Das zerstreute Volk lebt unter uns; daher kann die christliche Gemeinde an ihm unmittelbar arbeiten, was bei den Heiden selten möglich ist. Ein großer Theil der Arbeit, ja der hauptsächlichste, fällt den ordentlichen Trägern des geistlichen Amtes zu. Sie sind es, die dem heilsbegierigen Israeliten den nöthigen Unterricht geben und ihn durch die Taufe in die Gemeinde aufnehmen sollen. Und die christliche Gemeinde, in deren Mitte die Israeliten wohnen, hat dadurch von